

Wann kommt es?

Das Wasser war bereits um drei Uhr gekommen, damals im heissesten August des Jahrhunderts. Es war eine solche Hitze gewesen, dass in den Alpen ein neue Angst umging: der Permafrost schmelze. In den Köpfen lief ein Film ab: Bergrestaurants und Seilbahnmasten brachen aus dem ewigen Eis heraus und stürzten donnernd über die Felsen zu Tale.

Nachts lagen wir schlaflos auf den Pritschen unserer Hütte, und horchten auf das ahnungsvolle Grollen drüben in der rückwärtigen Flanke des Pitz Languard. Oben klebt die Languardhütte. Unsere duckt sich wie ein versteinertes Iglu ins Moränengeröll des Muragl-Gletschers. Auch seine Gletscherzunge hatte sich damals kürzer und kürzer getropft, war zwischen die Berggipfel zurückgeschrumpft.

Jetzt ist es sechs Uhr abends, und das Bachbett immer noch eine Steinwüste. Nicht das geringste Rinnsal staut sich an der Mauer, die mein Enkel aus Bachgeröll geschichtet hat. Auch kein Steinbock für meinen Grossvater. Es ist der dritte August, sein Geburtstag jährt sich heute. Vor einem Jahrhundert hat er mit zwei Jagdfreunden die Brocken und Schroppen der Moräne zu einem hohlen Steinhaufen aufeinander gewuchtet. Die Zimmermannsbalken und die rohen Bretter für die Innenwände haben sie auf einem Esel- und drei Männerrücken bis auf 2750 m hoch geschleppt. Es gibt eine Fotografie, die zeigt einen riesigen Balken, darunter mein Grossvater, angegurtet, gebeugt und mit eingeknickten Beinen auf einem Bergpfad.

Die getäfelte Innenwand der Hütte zieren Jagdszenen, mit Inbrunst gemalt: der röhrende Hirsch über dem Tisch, die Gämsen und Rehe an der Pritschenrückwand, gut getroffen, im Sprung über rankende Veltliner Reben, auf der Flucht vor dem Jäger am Fussende des Bettes, hinauf zum Kopfende. Da habe ich als Kind zusammengerollt die Nächte durchwacht, wegen des drohenden Jägerfingers am Flintenabzug. Auf einem Felsvorsprung über dem Jäger, steht majestätisch der Steinbock, den Ängsten entrückt. Denn über ihm, in einem Strahlenkranz, beschützt ihn Gottes Antlitz. Es trägt die Züge meines Grossvaters, der mit halboffenem Mund dem Jäger ins Gewissen redet: "Was verfolgst du meine Herde, Platz für alle hat die Erde". Nächtelang sinnierte ich über die göttlichen Grossvaterworte nach: Etwas stimmte nicht! In seiner Stube in Samedan, unten im Tal, ragten glasäugige Köpfe

aus den Wänden, Gämsen, Rehe, Hirsche, auch ein Steinbock! Und hinter der Wand, im angrenzenden Zimmer, fehlten ihre Leiber.

Halb sieben. Mein Enkel wird ungeduldig.

Wann kommt das Wasser?

Ich weiss nicht! Wir müssen warten.

Warum?

Weil es einen langen Weg hat, seit der Muragl-Gletscher kürzer geworden ist.

Und wann kommen die Steinböcke?

Wenn das Wasser kommt.

Achtunddreissig Steinböcke waren es gewesen in jenem August. So viele wie noch nie. Es war, als würden die Bündner Steine nicht aufhören ihre Wappentiere zu gebären, Angstgeburten für das Überleben der Gattung. Ein Tier nach dem anderen entstieg der eisenrostbraunen Seitenmoräne. Erst stiessen die gewaltigen Hornbogen hervor, dann drängten die Köpfe nach, die dicken Häuse, die vierschrötigen Leiber, und endlich standen sie da, auf ihre stämmigen Beine gestellt. Sie erhoben ihre Häupter, reckten das Kinn vor, wendeten ihr Gehörn nach allen Seiten, äugten auch zu uns herüber, lange, ruhig, nachdenklich, wie es schien. Dann setzte sich die Karawane in Bewegung, Tritt für Tritt, in die Knie sackend, den Moränenwall hinunter, trittsicher, kein Stein, der weggerutschte, kein Laut im Geröll. Hinab in die Senke zwischen den beiden Moränenwällen, an den Gletscherbach, und tauchten ihre Mäuler ins frische flinke Fliessen, Sprudeln, Gurgeln.

Sieben Uhr, und immer noch nichts.

Und wenn das Wasser zu spät kommt?

Zu spät?

Für die Steinböcke. Im Dunkeln könnten sie abstürzen.

Hier oben bleibt es lange hell.

Wie lange?

Bis zehn Uhr ungefähr. Komm wir gehen dem Wasser entgegen.

Dem ausgetrockneten Bachlauf entlang, durch das verlassene Gletscherbett höher und höher hinauf, Sand, Kiesel, Steine, grau, rostbraun, Schneefelder, Flechten,

Gletscherhahnenfuss, Stille, Einsamkeit, hin und wieder ein Grollen drüben am Berghang, unser Steiniglu ist nicht mehr zu sehen.

Mein Enkel schiebt seine Hand in die meine.

Und wenn wir es nicht finden?

Wir werden es finden.

Bist du sicher?

Ja.

Warum?

Weil es den Muragl-Gletscher noch gibt.

Und die Steinböcke?

Auch.

Da! Ein Faden, fingerdünn, ein glitzerndes, quecksilbriges Wasserschlänglein, sein Zünglein zittert, vibriert, lechzt, leckt, sucht den Weg zwischen Sandkörnern, an Kieselsteinen vorbei, unter den Blättern eines Gletscherhahnenfusses durch, teilt sich an einer Steinkante, zerfasert wo das Gefälle geringer wird, versickert, malt einen dunkeln Flecken in den hellen Sand. Da! Ein neues Zünglein tastet weiter, erspürt die Neigung, zehn Zentimeter in der Minute, in einer Stunde 60 Meter, zwei Stunden bis zur Staumauer im Bachbett. Wir räumen dem Wasserschlänglein die Kieselsteine aus dem Weg, heben die Blattfüsse der Gletscherblumen, ebnen mit dem Handballen Sandhäufchen, ziehen mit dem Finger eine Rille, nicht zu tief, sonst rollt sich das Wasserschlänglein zur Pfütze ein, und versickert. Es folgt gierig, gleitet glitzernd unsere Rinne entlang.

Wann sind zwei Stunden?

Wenn es dunkel wird.

Müssen die Steinböcke jetzt verdursten?

Nein, sie sind näher zum Gletscher hinaufgestiegen.

Wir sehen sie nicht?

Heute nicht.

Schade.

Aber dein Urgrossvater wird sie sehen.

Aber nicht mehr schiessen.